



Leseprobe aus Grotrian und Schädlich, Fragen an Europa, ISBN 978-3-407-81245-2

© 2019 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81245-2>

Die Zeit der großen Arbeiter-Anwerbung



Spanier

FRANKREICH

LUXEMBURG

BELGIEN

NIEDERLANDEN

SCHWEIZ

SCHWEDEN

DEUTSCHLAND

ÖSTERREICH



Portugiesen



Griechen

ICH

Viele, die im Ausland
arbeiten, schicken regel-
mäßig Geld nach Hause.

H
UR
D



EG



Türken

Jugoslawen*

ND



Italiener

Nach dem Zweiten Weltkrieg entbrannte in Europa ein Wettstreit um Arbeitskräfte. Weil die wachsenden Wirtschaften westlicher Länder immer mehr Personal benötigten, warben deren Regierungen Hunderttausende junge Menschen aus südlichen Ländern an. Bis in die 70er-Jahre buhlten sie darum, mit Staaten, die gern einen Teil ihrer Arbeitslosen für eine Weile ins Ausland schickten, Anwerbeverträge für Gastarbeiter zu schließen. Mit diesen gingen die Länder unterschiedlich um: Schweden gab seinen Gastarbeitern von vornherein die Möglichkeit, für immer zu bleiben. Die Schweiz, Österreich und Deutschland wollten die Wege der Menschen bestimmen – und eine dauerhafte Einwanderung und den Nachzug der Familien vermeiden.

* Das Land Jugoslawien gibt es heute nicht mehr. Es zerfiel in den 90er-Jahren in heute sieben Nachfolgestaaten.

Das Puzzle unserer Identitäten

Wer bin ich, wer bist du? Diese Fragen sind, wenn man sie ernst nimmt, extrem persönlich. Und eigentlich kann niemand sie für einen anderen Menschen beantworten – auch wenn wir es ständig doch tun, um uns zum Beispiel über Zugehörigkeiten zu Gruppen klar zu werden. Weil das so ist, wollen wir konsequent sein und werden auf dieser Seite genau das: sehr persönlich. Susan Schädlich, die Autorin des Buchs, erzählt von ihren Erfahrungen mit dem großen Begriff der Identität. Und warum sie überzeugt ist, dass wir alle multiple Identitäten in uns tragen.

„Bloody German!“

Ich war 16, als mir ein Typ im Vorbeigehen diese Pöbelei an den Kopf warf. Es war im Flur einer britischen Schule, auf die ich damals für ein halbes Jahr ging.

German? Das war schon richtig. Ich hatte einen deutschen Pass. Aber ein Satz wie „Ich bin Deutsche“ ging mir damals nur schwer über die Lippen. Ich sagte eher: „Ich komme aus Berlin.“ Mit dem Deutschsein tat ich mich schwer – auch weil dieses Land, in dem ich zu Hause war, damals für mich noch ziemlich neu und ungewohnt war. Ich war in der DDR aufgewachsen, in jenem Staat, der nach dem Zweiten Weltkrieg im Osten Deutschlands entstanden war. Und in dem, um es sehr kurz zu sagen, vieles komplett anders gelaufen war als in der Bundesrepublik im Westen. 1990 vereinigten sich die beiden deutschen Staaten. Das krepelte mein Leben um. Und ich brauchte ein paar Jahre, um mich in dem neuen, vereinten Deutschland einzuleben und es als mein Land zu sehen.

Ich war damals zum ersten Mal länger allein im Ausland, und für alle war ich immer sofort „die Deutsche“ – und je nach Vorurteilen, die bei den verschiedenen Menschen damit einhergingen, wahlweise Nazi, ordentlich und pünktlich oder humorlos.

„Ah, aus der DDR“

Ein paar Jahre später radelte ich einige Wochen durchs Baltikum. Die drei Länder Litauen, Lettland und Estland hatten vor der Zeit der großen Umbrüche in Osteuropa zur Sowjetunion gehört, weshalb die Menschen dort Russisch verstanden und sprechen konnten. Und weil ich das in der Schule gelernt hatte, kam ich mit vielen ins Gespräch. Auf die Frage, woher ich käme, antwortete ich inzwischen gelassen, ich sei Deutsche. Was regelmäßig die Frage nach sich zog: „Ost oder West?“ Auf meine Antwort „Ost“ hin passierte es häufig, dass die Menschen lächelten und feststellten: „Du bist aus der DDR, gut.“ Ich glaube, sie empfanden eine Art Verbundenheit. Ich fühlte mich komisch. Denn ich hatte zu der Zeit schon genauso lange im vereinten Deutschland gelebt wie vorher in der DDR.

Noch drei Jahre weiter war ich Mitte 20 und versuchte, in meinem ersten Job in Düsseldorf eine gute Arbeit zu machen. Irgendwann wurde meinem Chef klar, dass ich in der DDR geboren war, und er sagte: „Ach, du bist Ossi? Das merkt man dir gar nicht an.“ Es war wohl irgendwie als Lob gemeint. Aber es hat sich ganz anders angefühlt.

Warum erzähle ich das alles?

Ich erzähle das, weil solche Schubladen ständig aufgezo- gen werden und manchmal so getan wird, als wäre Nationalität die wichtigste Eigenschaft eines Menschen. Dabei sieht man doch schon an diesem Beispiel, dass das nicht immer ganz so einfach ist. Und wer heute in größeren Städten in die Schule geht, merkt schnell, dass es oft sogar noch viel komplizierter ist.

Wenn ich Jugendliche an Schulen in Frankfurt am Main treffe, kommt es vor, dass sie mir ihre Klasse vorstellen und halb im Witz und halb ernst gemeint sagen: „Er ist Pakistani, sie ist Türkin und die zwei sind Polen.“ Selbst wenn das gar nicht stimmt, weil alle die deutsche Staatsbürgerschaft haben!

Fragt man „die Polen“ oder „die Türkin“, was sie selbst dazu sagen, erzählen sie von ihrem deutschen Pass und den Großeltern, die irgendwann eingewandert sind. Von Urlauben in diesen Ländern, den Sprachen, die sie sprechen, oder Musik, die sie lieben. Und dann sagt der Pakistani grinsend und im Dialekt: „Isch bin ein Frankfurter Bubb.“

Wer jemand ist und wie er oder sie sich sieht – dahinter kommt man nur, wenn man den Menschen selbst fragt. Und dann tatsächlich zuhört. Es spielen gegebene Dinge hinein wie die Nationalität, der Wohnort und das Alter. Und es geht um Fragen, die jeder nur für sich beantworten kann. Etwa, wen oder wie man liebt, wo man sich zu Hause fühlt, ob oder woran man glaubt, zu welcher Gruppe man gehört oder wie man sich selbst inszeniert. All das ist veränderlich und es passt schwerlich in Schubladen.

Gibt es eine europäische Identität?

Mir persönlich ist inzwischen bewusst, wie besonders es ist, EU-Bürgerin zu sein. Und ich empfinde auch das als Teil meiner Identität. Damit bin ich nicht allein: In Umfragen sagen 70 % der Menschen aus der EU: „Ja, ich fühle mich als Europäerin oder Europäer.“ In Luxemburg, Irland, Deutschland, Portugal, Malta und Spanien sind es sogar mehr als 80 %. Die Menschen in Griechenland, Bulgarien, Italien, Großbritannien und Tschechien sind eher skeptisch, dort stimmen weniger als 60 % zu.

Über die Frage nach der europäischen Identität wird aber hin und wieder auch gestritten. Und dann geht es meist darum, ob die europäische Identität auf Kosten der nationalen Identität geht. Doch wieso soll es nicht beide nebeneinander geben können? Man kann sich ja auch gleichzeitig als Bewohnerin seiner Stadt und seines Landes fühlen.